

## Besprechungen

### Philosophie

**Diederich, Werner (Hrsg.): Theorien der Wissenschaftsgeschichte.** Beiträge zur diachronen Wissenschaftstheorie. Theorie-Diskussion. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt/M. 1974 (311 S., br., 18,— DM).

Das im Jahre 1962 erschienene Buch von Thomas S. Kuhn „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ hat in der westlichen Wissenschaftstheorie eine Diskussion in Gang gesetzt, die inzwischen zu einer beträchtlichen Erosion der Grundlagen des logischen Empirismus geführt hat. Galt nach der herkömmlichen Auffassung der philosophy of science die logische Analyse der Struktur wissenschaftlicher Theorien als einzig legitimer Gegenstand der Wissenschaftstheorie (oder besser: Wissenschaftslogik) und wurden dementsprechend alle „außerwissenschaftlichen“, also psychologischen, soziologischen etc. Voraussetzungen der Wissenschaft in andere Disziplinen verwiesen, so ist durch die Untersuchungen Kuhns zur Wissenschaftsgeschichte diese strikte Trennung von Erkenntnis und Begründungszusammenhang immer stärker in Frage gestellt worden. Damit scheint sich die Perspektive auf eine Wissenschaftstheorie hin zu öffnen, in der die positivistischen Einseitigkeiten zugunsten einer angemessenen Verbindung von logisch-methodologischer und historisch-soziologischer Analyse der Wissenschaft und vor allem auch ihrer Entwicklung aufgegeben sind.

Der vorliegende Band enthält eine Reihe von Aufsätzen, in denen von unterschiedlichen Positionen aus Ansätze zu einer Theorie der Wissenschaftsentwicklung vorgetragen werden. Das Spektrum dieser Positionen reicht von dem Versuch, die längst brüchig gewordenen Traditionen des logischen Positivismus zu retten (I. Scheffler), bis hin zu dem Versuch, eine grundsätzliche Wandlung der Struktur der Wissenschaft selbst als gesellschaftlich notwendig zu begründen (Böhme/van den Daele/Krohn). Im Zwischenbereich dieser beiden Positionen bewegen sich die übrigen Arbeiten: es wird versucht, die Ansichten Kuhns, die von W. Stegmüller als die „größte existierende Herausforderung an die gegenwärtige Wissenschaftstheorie“ (167) eingeschätzt werden, wissenschaftstheoretisch zu verarbeiten.

Bietet Scheffler noch das gesamte positivistische Theorie-Arsenal auf, um die „Herausforderung“ Kuhns zurückzuweisen, so wird diese von W. Stegmüller angenommen: da „Kuhn gegenüber seinen Kritikern in fast allen wesentlichen Punkten im Recht“ sei, komme es nicht darauf an, dessen „Hauptthesen in irgendeiner Weise zu bestreiten“, vielmehr habe der Wissenschaftsphilosoph diese Thesen

„zur Kenntnis zu nehmen und logisch zu verarbeiten“ (171). Stegmüller gelingt es dann auch tatsächlich, Kuhns Thesen derart „logisch zu verarbeiten“, daß der Verarbeitung am Ende alles, was an diesen Thesen gegenüber der analytischen Wissenschaftstheorie neu war, zum Opfer fällt: hatte Kuhn vor allem die Notwendigkeit deutlich gemacht, die pragmatischen, also gesellschaftlichen Momente von Wissenschaft zu berücksichtigen, so werden diese in Stegmüllers Verarbeitung völlig in einen formalen Apparat aufgelöst.

Aus der Schule Karl Poppers hervorgegangen, verfolgt Imre Lakatos das gleiche Ziel wie Stegmüller, nämlich den diachronischen Aspekt von Wissenschaft in die überkommene Position — hier des „kritischen Rationalismus“ — einzubauen, ohne deren Grundlagen aufgeben zu wollen. Für ihn geht es darum, eine Methode der „rationalen Rekonstruktion“ der Wissenschaftsgeschichte zu entwickeln; was aber vor dem Hintergrund eines positivistischen Rationalitätsbegriffes nur heißen kann: „angesichts der Autonomie der internen ... Geschichte ist die externe Geschichte für das Verständnis der Wissenschaft wesentlich irrelevant“ (56). Wie eh und je sollen also die gesellschaftlichen („externen“) Grundlagen der Wissenschaftsentwicklung ausgeklammert bleiben; eine Möglichkeit, die Diskrepanzen zwischen wirklicher Wissenschaftsgeschichte und ihrer „rationalen Rekonstruktion“ aufzuzeigen, bestehe darin, „die interne Geschichte *im Text* zu behandeln und dann *in den Anmerkungen* anzudeuten, wie ‚schlecht‘ sich die tatsächliche Geschichte im Lichte ihrer rationalen Rekonstruktion verhalten hat“ (85).

Das Verhältnis von internen und externen Faktoren erweist sich auch bei denen als Hauptproblem, die es sich nicht so einfach machen wie Lakatos; so leugnet Lorenz Krüger zwar nicht die „soziale Bedingtheit wissenschaftlicher Revolutionen“, besteht andererseits aber doch wieder auf einem „*in sich* revolutionären Erkenntnisgang“ (232), ohne das Verhältnis beider bestimmt zu haben. Stephen Toulmin bemüht sich, eine darwinistische Theorie der Wissenschaftsentwicklung plausibel zu machen, die die scharfe Trennung von „intern“ und „extern“ hinfällig macht. Allerdings beschränkt sich der gesellschaftliche Einfluß auf Wissenschaft ihm zufolge auf das Ausmaß möglicher Innovation, betrifft aber nicht den Inhalt der Innovation: es handelt sich um bloße „gesellschaftliche Ökologie“ (253). Gerade diese inhaltliche Determination der Wissenschaft rücken Böhme/van Daele/Krohn in den Mittelpunkt, so daß ihr Ansatz grundsätzlich mit der positivistischen Tradition bricht. Sie wollen mit dem Begriff der „Finalisierung“ der Wissenschaft die Tendenz zur immer stärkeren Determination der Wissenschaftsentwicklung durch gesellschaftliche Zwecksetzung fixieren. Trotz einer Reihe beachtenswerter Gedanken vermag aber auch dieser Ansatz nicht voll zu befriedigen, da es den Autoren nicht gelingt, zu materialistischen Positionen vorzudringen. Eine materialistische Theorie der Wissenschaftsentwicklung hätte über die bloße Extrapolierung wenn auch noch so wichtiger Trends hinauszugehen: eine solche Theorie steht noch aus.

Kurt Bayertz (Düsseldorf)